

Denkmale in der Stadt – die Stadt als Denkmal **Stichworte und Themen zur Einführung**

Thomas Will

Anlass für dieses Kolloquium ist der Start des interdisziplinären Studienganges, der die ungewöhnliche Bezeichnung »Denkmalpflege und Stadtentwicklung« trägt. Die Sicht, dass Denkmalpflege und Stadtentwicklung zusammengehören, ist freilich nicht neu. Schon 1928 findet sich beispielsweise auf dem Tag für Denkmalpflege in Würzburg eine entsprechende Themenstellung. Über »Altstadt und neue Zeit« referierten damals Ernst May und sein Lehrer Theodor Fischer, und zu diesem Thema musste der sehr erfahrene Fischer bekennen: »Die Frage, wie sich die neue Zeit zu den Altteilen unserer Städte verhält, trägt in sich das Bekenntnis, dass da eine Schwierigkeit, ein Widerstreit vorliegt. Die Zusammenstellung der Wörter Altstadt und Neuzeit ist eine Gegenüberstellung: das Wörtchen „und“ ist kein Verbindungswort, sondern es trägt einen Gegensatz in sich. [...] Ich nannte es eingangs selbstverständlich, dass die Altstadt als Denkmal geschützt werde; ich deutete aber an, dass dies nicht durch Einbalsamierung geschehen dürfe, und bekannte damit, dass ich die Aufgabe im Grund eigentlich für unlösbar halte.«¹ Das ist sie, in dieser eng definierten Sicht, auch geblieben. Aber die Aufgabe ist damit nicht verschwunden, und sie ist – wie andere unlösbare Aufgaben – auch deshalb keineswegs sinnlos, sondern sie bleibt uns gestellt, und die Arbeit daran mag heute so nüchtern wie damals mit dem Begriffspaar *Denkmalpflege* und *Stadtentwicklung* bezeichnet werden.

Es ist mit Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gelungen, für diesen Studiengang auch entsprechende Professuren einzurichten bzw. auszustatten. Der fachliche Bogen, mit dem wir die Themenschwerpunkte Denkmalpflege und Stadtentwicklung verbinden wollen, wird zunächst von Seiten der Denkmalpflege begonnen in der Aussicht, dass er in weiteren Veranstaltungen von Seiten der Stiftungsprofessur für Stadtforschung und Stadtbau aufgenommen wird – dass sich die Aufgabenstellungen des Studienganges also von ihren beiden Hauptpfeilern aus in weit gespannten thematischen Bögen schließlich richtig treffen, so dass eine tragfähige Konstruktion für Lehre, Forschung und Praxisbezug entsteht. Das Bild des Bogens, der von verschiedenen Ufern aus ein Gemeinsames trägt, ist für unser Unterfangen natürlich attraktiver als der existentielle Widerspruch, wie er oben angeklungen ist. Im Sinne der interdisziplinären Ausrichtung des Studienganges ist auch das Thema dieses Kolloquiums gewählt. Von den Denkmalen aus soll sich der Blick auf die Stadtentwicklung richten: welche Rolle spielen dabei Bau- und Kulturdenkmale? Welche könnten oder sollten sie spielen bei der Aufgabe, die heute so schlicht mit »Stadtbau« bezeichnet wird, nachdem die Vorläufer-Begriffe und Programme – Stadtsanierung, Stadterneuerung, Stadterhaltung, Stadtreparatur – verbraucht oder in ihrer Zielrichtung fragwürdig geworden schienen?

Stadtbau?

Eine neuer Begriff für einen neuen, unbelasteten Ansatz? Wer weiß. So, wie hinter dem hygienistisch-positiven Wort »Sanierung« seit seinen Anfängen im 19. Jahrhundert der strategische Abriss stand, hinter dem Euphemismus der »Flächensanierung« der Kahlschlag und hinter seinem berüchtigten Pendant, dem »Urban Renewal«, die gänzliche Beseitigung historischer Stadtareale, vor allem aber der von ihnen beherbergten Milieus, so scheint sich hinter dem schlichten und zupackenden Begriff des Stadtbaus heute erneut ein Programm zu verbergen, das keineswegs so pragmatisch und offen ist, wie es vorgibt. Es erklärt die Stadt wiederum biologistisch, liefert einen organisch-pathologischen Befund und leitet daraus die Notwendigkeit für ein entsprechendes »chirurgisches« Eingreifen ab. War seinerzeit vom »alten, kranken Körper der Stadt«² die Rede, von dem »Gebilde mit tausend

¹ Theodor Fischer: Altstadt und neue Zeit, in: Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz (Würzburg/Nürnberg 1928), Berlin 1929, S. 71-79, hier S. 7 und 23; Nachdruck in: Winfried Nerdinger: Theodor Fischer. Architekt und Städtebauer 1862-1938, Berlin 1988, S. 334-337

² Walter Gropius: Bauhausbauten Dessau, München 1930, S. 73

Wunden«³, vom »Krebsgeschwür«⁴ und vom Erstickungstod der Altstädte, so heißt die Metapher heute »Schrumpfung«.⁵ Was die Programme der alten *Stadtsanierung* und des neuen *Stadtumbaus* dabei tendenziell verbindet, ist das Ressentiment gegenüber dem alten Bestand: die latent zugrunde liegende Annahme von seiner Nutz- und Wertlosigkeit, ja Hinderlichkeit oder eben seiner Krankhaftigkeit. Wurde bei der Sanierung zunächst immerhin mit sozialen Fortschrittsanliegen argumentiert, so reichen einer zukunftsängstlichen Öffentlichkeit heute die düsteren Zahlen ökonomischer und demographischer Kalküle, um den „Rückbau“ politisch zu sanktionieren.

Wir stehen mitten drin in diesem staatlich geförderten »Stadtumbau Ost«. Das gleichnamige Programm der Bundesregierung gewährt Aufwertungsmittel nur dann, wenn zugleich abgerissen wird, und diese Aufwertungsmittel müssen – im Gegensatz zu denen für den Abriss – von den Kommunen kofinanziert werden.⁶ Das hat zur Folge, dass ein Bericht zum Stand der Dinge in der Bauwelt mit »2003 – das Jahr der Abrisse«⁷ übertitelt war. Und es sind keineswegs nur unbedeutende Massenwohnungsbauten, die fallen, wurden im letzten Jahr doch zum Beispiel im thüringischen Altenburg mehrere Bürgerhäuser aus dem Barock und dem Klassizismus sowie ein Renaissancehaus von 1576 abgerissen, in Weißenfels in Sachsen-Anhalt mehr als ein halbes Dutzend Barockhäuser, in Bernburg ein barockes Gasthaus mitsamt der angrenzenden Häuserzeile etc...

Die Frage drängt sich auf: Wird der zu DDR-Zeiten schleichende, mitunter ideologisch erwünschte Zerfall der Innenstädte nun mit anderen Mitteln fortgeführt? Wie damals scheint eine fatale Kombination von fehlenden Finanzmitteln und politischem Willen den Denkmalen und den Altstädten den Garaus zu machen. Diesen Eindruck gewinnt man jedenfalls angesichts von Äußerungen wie jenen von Stefan Weber, dem stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden der Sächsischen Aufbaubank: »...eine leer stehende Wohnung,« erklärte er kürzlich in der Sächsischen Zeitung, »hat keinen Wert. Die ist ökonomisch Bauschutt.«⁸ Und auf den Hinweis, viele fürchteten, dass durch den Abriss die Städte ihr Gesicht verlieren, erfahren wir: »Niemand entscheidet über seinen Wohnsitz nach Schönheit oder Hässlichkeit der Stadt. [...] Wer glaubt, er könne mit musealen Schönheiten die Menschen in Lebenswelt-Entscheidungen beeinflussen, der irrt.«⁹ Vielleicht sollte man darauf nicht gleich empört reagieren – blanker Unsinn ist auch ein probates Mittel der Provokation; vielleicht spricht hier ein Schlingensiefel der Finanzwelt? Der Bankchef sagt dies aber nicht, um etwa die Namensänderung seines Hauses in »Sächsische Abbaubank« vorzubereiten, sondern als Zuständiger für die Bewilligung öffentlicher Steuergelder für das Programm »Stadtumbau Ost«. Und als solcher erklärt er auch Klein- und Mittelstädte wie Görlitz für überflüssig.

Das ist, immer noch oder aufs Neue. Die Denkweise des alten Bau- oder Staatswirtschafts-Funktionalismus. Auch wenn hier Provokation mitschwingt, so erscheint ein solcher ökonomistischer Determinismus, der vor jedem anderen Argument, jeder anderen Motivation der Menschen die Augen schließt, nicht weniger einseitig und wirklichkeitsfern als manches, was umgekehrt an Gutgemeintem von Seiten der Denkmalpflege zum Thema der Leerstände verlautet ist.

Das Modell des Marktes ist jedenfalls nur bedingt geeignet, den Wert eines Baudenkmal zu bemessen. Sein Gebrauchswert ist nicht gleichzusetzen mit kommerzieller Verwertbarkeit.¹⁰ Er kann auch darin liegen, unter Renditegesichtspunkten nicht oder schwer erfassbare, aber dennoch vorhandene Bedürfnisse abzudecken, z. B. Raumbedürfnisse so genannter

³ Fritz Schumacher: Probleme der Großstadt, Leipzig 1940, S. 23

⁴ Le Corbusier: Städtebau, Berlin / Leipzig 1929, S. 211 ff.

⁵ Bis heute gehören solche Metaphern einer Traditionslinie an, die – unter dem Einfluss Lamarckscher und Darwinscher Gedanken – die Stadt als Organismus betrachtet und die Arbeit daran als Heilung eines pathologischen Zustands. Nicht selten wird dabei das der Norm Unangepasste generell als krankhaft und somit behandlungsbedürftig eingestuft.

⁶ Matthias Grünzig: Stadtumbau Ost – 2003 das Jahr der Abrisse, in: Bauwelt 2004/11, S. 4

⁷ Ebd.

⁸ »Leere Wohnungen sind ökonomisch Bauschutt«, Interview mit Stefan Weber, Sächsische Zeitung 5. 4. 2004

⁹ Ebd.

¹⁰ Zur Unterscheidung von ökonomischem und kommerziellem Wert des Denkmals vgl. Ernst Mohr und Johannes Schmidt: Die Bataillone des Kulturschutzes in der Ära des New Public Management, in: Die Alte Stadt 3/1998, S. 229-244

Randgruppen, Raum für extensive soziale und experimentelle Nutzungen, auch Raum als schierer Luxus. Manche im engeren Sinne unwirtschaftliche Umnutzung, wie die einiger Industriearchitekturen, deutet in diese Richtung.¹¹

Spielen Denkmale eine Rolle?

Angesichts der neuen Konjunktur des Abbruchs muss man fragen: Ist die Denkmalpflege als weisungsgebundene Institution mit zunehmend weniger Finanzmitteln inzwischen ganz macht- und hilflos? Mehr noch: Sind Baudenkmale für die Stadtentwicklung tatsächlich vollkommen irrelevant?

Die Probleme sind nicht zu leugnen und müssen ausformuliert werden: Wenn nicht mehr alle Denkmale zu halten sind – wie soll eine Auswahl stattfinden?¹² Bleibt der Denkmalpflege nur mehr die Pflege von Traditionsreservaten in der anlagestrategisch bereinigten, »perforierten« Stadt?

Umgekehrt werden wir, so hoffe ich, auch einiges über neue Chancen erfahren. Da sind etwa die Entlastungen, die sich für Denkmale ergeben. Wo der übermäßige Entwicklungsdruck weicht, ermöglicht das größere Flächenangebot einen leichteren Interessenausgleich zwischen Denkmalschutz und wirtschaftlicher Entwicklung. Auch dieses Phänomen ist von der Situation in der DDR her bekannt: mangels Entwicklung war hier bekanntlich nicht nur der Verfall, sondern auch das Überdauern verbreiteter als der Abriss.

Vor allem aber ist nach den Chancen Ausschau zu halten, die der Denkmalbestand für die Stadtentwicklung bietet. Hierzu möchte ich Sie bitten, den Blick kurz etwas zu weiten: weg von der Leerstandsproblematik und hin zur städtebaulichen Debatte. Dort stehen sich heute zwei Modelle gegenüber, die »Europäische Stadt« und die »Zwischenstadt«. Und beide bestimmen, als formalästhetische oder ideologische Grundierung, auch die Rede- und Handlungsweisen beim Stadtbau. Ohne auf diese Modelle hier einzugehen, möchte ich ein Charakteristikum herausgreifen, das unser Thema betrifft: die Präsenz oder aber Absenz von Eigenschaften, – Eigenschaften hier im Sinne von Ort, Geschichte und baulicher Identität.

Die Stadt ohne Eigenschaften

Wir kennen das Konzept der »eigenschaftlosen Stadt« von Rem Koolhaas, einem der innovativsten und einflussreichsten Architekten unserer Zeit, der weit über das eigentliche Bauen hinaus denkt und plant. Koolhaas nimmt eine »progressive« globalistische Position ein, doch greift er dabei zurück auf das Arsenal der alten Lösungen, bedient sich auch bewusst der paramilitärischen Rhetorik der historischen Avantgarden. Die historischen Städte sind ihm, schon aufgrund des exponentiellen globalen Wachstums, überholt, irrelevant, nur noch kurzfristig und mit überbeuertem Aufwand (Zürich) in ihrer starren zentralistischen Form zu halten. »Eine pompöse, kurz vor der Implosion stehende Chimäre«¹³ nennt er die durch Identität geprägte traditionelle Stadt. Das alternative Modell der »eigenschaftslosen Stadt« hat er in amerikanischen und vor allem asiatisch-tropischen Agglomerationen ausgemacht. Es auf Europa zu übertragen, legitimiert er mit der Annahme einer weltweiten »Konvergenz« der Stadtkulturen. Die universell dominanten und vergleichbaren Entwicklungsfaktoren heißen rapides Bevölkerungswachstum, Technisierung des Bauwesens, Anpassung aller Planungsinstrumente an die Gesetze des Kapitalmarkts. All das hat Koolhaas brillant beobachtet und mit neofuturistischem Fervor beschrieben – und doch bleibt er damit auf dem Diskussionsstand, den Peter Behrens und Le Corbusier in den Zwanziger Jahren erreicht hatten. Diese Phänomene mögen auch heute weithin aktuell sein. Sie sind es aber längst nicht überall. Dem modernen »Weltbürger«, so Koolhaas' freundliches Wort für den »Jet Set«, entgeht bei seiner Reise durch die Stadtwelten nämlich Wesentliches. Der provinziell verengte Blick, der den eigenen Beobachtungshorizont für die Welt hält, tritt hier in einer globalen Variante auf. Sein riesiger blinder Fleck in der Wahrnehmung wird durch

¹¹ Vgl. Thomas Will: Rückkehr in den Gebrauch. Zur Wiederverwendung von Baudenkmalen, in: Ausdruck und Gebrauch. Dresdner wissenschaftliche Halbjahreshefte für Architektur, Wohnen, Umwelt, 1. Heft, 2002, S. 89-104

¹² Hier kommt, gewissermaßen durch die Hintertür, die mit dem Ende der DDR verabschiedete Klassifikation von Denkmalen wieder ins Gespräch. In einem durch Klassifikation geregelten Verdrängungswettbewerb werden dann, folgt man hier einem – populistisch? – geforderten Mehrheitsprinzip, gerade die Denkmale der DDR-Architektur den Kürzeren ziehen.

¹³ Rem Koolhaas: Die Stadt ohne Eigenschaften, in: Arch+ 132 (2000), S. 18-27, hier S. 18, im Orig.: The Generic City, in: S,M,L,XL, Rotterdam 1995

die fortgeschrittensten Technologien der Beschleunigung, der Reproduktion und Simulation geschaffen. Von der Überschaubarkeit der globalen Schemata angetan, erkennen die »Weltbürger« diese überall wieder – Flughäfen, Hotelausstattungen, Markennamen. Indem sie hierin eine faszinierende Welt erblicken, in die das draußen liegende Andere nur noch sporadisch eindringt – als säuberlich abgegrenztes historisches Reservat oder aber als störende Katastrophenmeldung –, gleichen sie freilich weniger modernen Kosmopoliten als Platons Höhlenbewohnern.

Dieser selektive Blick erforscht die eigene, selbst verursachte und über den Globus ausgedehnte Binnenwelt mit der unschuldigen Neugier, als sei sie ein fremdes, autonomes und lehrreiches Universum. Auf genau diese Weise beschäftigte sich kürzlich »Deutschlandschaft«, der deutsche Beitrag zur Architekturbiennale 2004 in Venedig, mit den »Epizentren der Peripherie«, der Verwandlung suburbaner Landschaften, Vorstädte und Nischen durch architektonische Eingriffe. Die Kuratorin Francesca Ferguson möchte damit »einen Diskurs [...] eröffnen über die Eigenschaftslosigkeit von städtischen Randzonen und der Provinz«.¹⁴ Gezeigt werden architektonische Interventionen im posturbanen Zwischenreich: »Bescheiden und unspektakulär, in Abkehr vom elitären, humorfreien Ästhetizismus der Architektur.« Gerwin Zohlen hat dazu kritisch vermerkt, das Konzept passe »bruchlos in die herrschende Meinung der politisch und bauwirtschaftlich Verantwortlichen«.¹⁵ Thema seien »die Übergangszonen, in denen sich die Städte ins Land hineinfressen, die Industrie- und Gewerbebereiche, die Lagerhallenareale, die neurotischen Schlafstädte, kurz, alle die alten und neuen Fehler einer Raumordnungspolitik, die unter dem Diktat der Auto- und Eigenheimindustrie gemacht wurden.« Der Bundesbauminister und die Kommissarin gäben das »als neuen Realismus aus, der die Wirklichkeit jenseits der so genannten europäischen Stadt entdecken will: weg von Haus und Straße, Innenhof, Platz und Park, hin zum übrigen Rest der versiegelten Natur, der lieb- und sorglos verstellt wurde. In Wahrheit«, so Zohlen, »ist dies kein neuer, sondern der uralte Realismus der westdeutschen Bauwirtschaftsrepublik, der all diese Zonen [...] errichtet hat.« Das Konzept sei »eine Eins-zu-Eins-Übersetzung der Thesen des rheinischen Stadtplaners Thomas Sieverts« von der Zwischenstadt (1997), jenes flamboyanten Pamphlets »gegen die Stadt- und Raumordnungsvorstellungen der Europäischen Stadt ...«

Inzwischen gibt es zahlreiche Stimmen, die, wie Sieverts selbst, den durchaus plausiblen Befund von dieser »Stadt ohne Eigenschaften« mit einem Programm gleichsetzen: »Wir sind überzeugt,« sagt unser Kollege Achim Hahn, »dass dieser neue Raumtyp weder politisch noch raumplanerisch verhindert werden kann.«¹⁶ Die Zwischenstadt sei »ein unumkehrbarer kultureller Ausdruck unserer gegenwärtigen Gesellschaft, der deshalb städtebaulich im Sinne seiner Bewohner gestaltet werden soll[e].«¹⁷ Er zitiert dazu den Umwelthistoriker Rolf-Peter Sieferle, der den neuen homogenen Landschaftstypus als eine suburbanisierte Landschaft beschreibt, »in welcher Reste der Kulturlandschaft nur noch in künstlichen Reservaten überleben.«¹⁸ Der Übergang zu dieser totalen Landschaft sei mit räumlicher Entdifferenzierung, mit Verödung und Vereinheitlichung verbunden. Nun haben diese bislang weitgehend geschichtslosen und denkmalfreien Räume der Zwischenstadt zweifellos ihren Reiz und auch ihre eigene verkehrstechnische und wirtschaftsgeographische Logik. Aber warum sollten sie deshalb schon ein gültiges Modell sein? Hier darf man Einspruch erheben: Eine Sicht, die das Vorgefundene, den Trend und das jeweils verfügbare technologische Potential schicksalhaft als positive Planungsnorm für die Zukunft akzeptiert, ist nicht einfach realistisch. Sie ist im besseren Fall resignativ oder fatalistisch, im schlimmeren opportunistisch. Paul Hofer, der Schweizer Kunst- und Stadthistoriker, hat das schon 1985 so beschrieben: »Vielleicht gefährlicher als die Protagonisten einer durchurbanisierten Zivilisation ohne Urbanität und zuletzt ohne Stadtgestalt ist der pseudowissenschaftliche Glaube an die Unaufhaltsamkeit dieser Prozesse. Man müsste einmal klarstellen, dass Anerkennung eines Tatbestandes oder Vorganges als eines unausweichlich Gegebenen unter dem Grundverdacht des Paktierens mit diesem und damit der passiven Herbeiführung oder

¹⁴ www.deutschlandschaft.de/100_fd.htm (1.5.05)

¹⁵ Gerwin Zohlen: Deutschland schafft's, Süddeutsche Zeitung 30. April/1./2. Mai 2004. Daraus auch die folgenden Zitate

¹⁶ Zitat nach Wolfgang Pauckert: Lebensperspektiven in der Zwischenstadt, Die Welt, 23.5.03

¹⁷ Achim Hahn: Von der Aufmerksamkeitsbereitschaft für die „zwischenstädtische“ Lebensform. Überlegungen zu einer qualitativen Stadtforschung, in: Ausdruck und Gebrauch. Dresdner wissenschaftliche Halbjahreshefte für Architektur, Wohnen, Umwelt Heft 3, 2003, S. 71-82

¹⁸ Rolf-Peter Sieferle: Rückblick auf die Natur. Geschichte des Menschen und seiner Umwelt, München 1997, S. 208, hier zit. nach Hahn 2003 (wie Anm. 17), S. 74

Sicherung des Vorganges steht. Wie oft ist Absage an Wunschdenken Tarnung des affirmativen Verzichts auf Widerstand!«¹⁹

¹⁹ Paul Hofer: Der Stadtraum: Phantom oder Wiederkunft, in: Mitteilungen der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, 1985, Nr. 1, S. 20-38, hier S. 38

Stadt mit Eigenschaften

Hier komme ich nun zurück zu unserer Frage nach der Rolle der Denkmale. Für das Stadtmodell der Zwischenstadt, die totale »Deutschlandschaft«, sind Denkmale und historische Stadtbereiche nicht konstitutiv, ja eigentlich nicht relevant, jedenfalls nicht relevanter als Baumärkte oder Freizeitbäder und keinesfalls so wichtig wie die transitorischen Aufenthaltsorte der modernen Mobilität.²⁰

Dieser »eigenschaftlosen Stadt« steht im städtebaulichen Diskurs die »Stadt mit Eigenschaften«²¹ gegenüber. Und in dieser Stadt – ob europäisch, urban oder schlicht traditionell genannt – sind Denkmale und historische Bereiche relevant, als starke und dichte Orte.²² Ihre Bedeutung für das Leben in der Stadt und in den Kulturlandschaften ist in dieser Perspektive unbestritten. Die Stadt mit Eigenschaften hat einen Namen, kennt unterscheidbare Orte und Adressen, besitzt Prägnanz, Präsenz und Bedeutung. Nun sind Denkmale eben deshalb Denkmale, weil sie solche Eigenschaften der Gestalt- und Informationsdichte in besonderem, für die Öffentlichkeit bedeutendem Maße besitzen. Das verbindet die ältesten Denkmale mit den jüngsten und unterscheidet sie zugleich vom Großteil der gebauten Umwelt. Von diesem Potential ist sinnvoll und langfristig Gebrauch zu machen. Was können Baudenkmale, für die ja auch Geld ausgegeben wird, für die Stadt konkret leisten? Diese Frage nach ihrer »Wirkungsmacht« muss in Zeiten der Stagnation oder des Bevölkerungsrückgangs durch Attraktivitätsverlust besonders interessieren. Dabei wird zu differenzieren sein. Die verschiedenen Denkmalgattungen bieten unterschiedliche Chancen und sie sind auch in unterschiedlicher Weise gefährdet. Im Besonderen ist die Rolle der Monumente für die Lebenswelt neu ins Auge zu fassen. Hierfür könnte eine Überprüfung jener Theorie der Permanenz der Monumentalbauten als primären Elementen dienlich sein, von der aus Aldo Rossi seine Sicht der Stadt als Architektur aufgebaut hatte.²³ Dazu kommt ein weiterer Aspekt: Eine Moderne, die ihr strenges Verdikt nicht nur gegen das Ornament, sondern auch gegen das Monument gelockert hat, akzeptiert das Bedürfnis der Menschen nach Orten, die nicht banal sind, sondern erinnerungswürdig, also monumental im eigentlichen Sinne. Können demnach Monumente auch den heutigen Städten Impulse versetzen, zumindest kurzfristig, und wie steht es um deren Nachhaltigkeit? Damit frage ich nach der Rolle der historischen Kernstädte, die in dem sich ausbreitenden Kontinuum der Zwischenstadt bislang ja nicht verschwinden, sondern als urbane Orte fort dauern. Und ich behaupte, dass sie auch nach dem Verlust ihrer Zentralität und Exklusivität (denn nur in ihnen war Stadt möglich) mehr sein können als historischer Ballast oder einsame Traditionsinseln im Meer der Gegenwart. Wenn der Abschied von den universalen Fortschrittsmythen Platz gemacht hat für Kulturen und Techniken der Ungleichzeitigkeit, so gilt das auch im physisch-räumlichen Sinne, also für Städte und Orte, die keiner heutigen Norm entsprechen. Ihr Wert und ihre Wertschätzung gründen gerade in der Verkörperung einer in Raum und Zeit differenzierten Vielfalt von Kulturentwürfen und Lebensformen. Differenz wird zur Qualität.

Demgegenüber zielt die »Konvergenz« posturbaner Welten auf ein Verwandeln und Absorbieren des Andersartigen in »normale« Stadtbereiche. Möglich, dass dies bei lange vernachlässigten oder aus den Fugen geratenen Städten sozial- und wirtschaftspolitisch Vorrang hat. Es befördert aber auch jenen - einer unterdrückten Angst zuzurechnenden - Drang, die Reste entweder zu tilgen oder auf ein Standardmodell hin zu nivellieren. In einer derart vom Historischen gereinigten, geordneten Normalität droht die empirische Mannigfaltigkeit der Stadt zu verschwinden.²⁴

²⁰ Zu diesen Räumen des modernen Nomaden vgl.: Marc Augé: Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité, Paris 1992, dt. von Michael Bischoff: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/M. 1994

²¹ Vgl. u. a. André Corboz (Hg.): Die Stadt mit Eigenschaften. Eine Hommage an Paul Hofer, Zürich 1991

²² Vgl. Thomas Will: Denkmalorte. Vom Aufscheinen einer unauffindbaren Identität, in: Das öffentliche Denkmal. Denkmalpflege zwischen Fachdisziplin und gesellschaftlichen Erwartungen, hrsg. von Thomas Will (Schriften des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., XV), Dresden 2004, S. 60-64

²³ Aldo Rossi: Die Architektur der Stadt, Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Düsseldorf 1973. – Eine brauchbare Grundlage für eine solche Überprüfung liefern die kulturwissenschaftlichen Begriffsklärungen, wie sie Aleida Assmann vorgelegt hat, vgl. u. a. ihre Einführung zu dem mit Dietrich Harth herausgegebenen Sammelband: Kultur als Lebenswelt und Monument, Frankfurt a. M. 1991, S. 11-25

²⁴ Vgl. Thomas Will: Unbrauchbare Reste, brauchbare Erinnerungen?, Stadtbauwelt 129 / Bauwelt 12 (87.Jg.), März 1996, S. 654-659

Dass die alten Städte und Baudenkmale ihre über lange Zeit gültigen gesellschaftlichen Funktionen vielfach verloren haben, ist unbestritten. Das Freiwerden der historischen Formen und Raumstrukturen von solchen Abbildungsnormen erleichtert jedoch gerade ihre Weiternutzung für heutige Zwecke. Die praktische Entbehrlichkeit einer kulturellen Errungenschaft muss nicht ihre Elimination bedeuten, sie eröffnet auch neuartige Wahlfreiheiten. Diese Emanzipation der historischen Räume von ihren überkommenen Aufgaben wird von den Stadtentwerfern bislang eher wenig beachtet. Den Anhängern des klassischen Stadtraums geht es um prägnante Ordnungen, die mit fragmentarischen Relikten schwer zu erzielen sind. Die Designer einer posturbanen Stadtlandschaft andererseits suchen – hierin recht konventionell – nach neuen Raum- und Gehäuseformen für neue Zwecke. Dass diese Zwecke der Abbildungsfunktion oft nicht mehr bedürfen und genauso gut in alten Gehäusen untergebracht werden können, ist inzwischen hinlänglich bekannt. Es zwingt auch die Stadtplanung zu ungewohnten, bescheideneren Perspektiven: Maßstabswechsel, Minimalisierung von Material, Dezentralisierung von konventionellen Programmen, Neuinterpretation bestehender Zeichengefüge.²⁵

Zu fragen ist schließlich nach dem Potential jener Anlagen und Gebäude, die sich einer Verwertung erst einmal vollends entziehen, also auf absehbare Zeit »nutzlos« bleiben werden. Dies tun allerdings auch große Teile der naturnahen Landschaft. Der Natur- und Landschaftsschutz ist diesbezüglich weiter, wenn er Akzeptanz dafür findet, dass seine Schutzvorkehrungen gerade dem gelten, was auf kurze Sicht ökonomisch nutzlos erscheint. Seinen Sinn hat man gleichwohl erkannt.

Stadt als Labor

Das Labor für die Prozesse, die in den Thesen von der Zwischenstadt heute als europäisches Zukunftsmodell deklariert werden, war die US-amerikanische Stadt des mittleren 20. Jahrhunderts. Andere Ergebnisse werden uns aus den ostasiatischen Städten des hyperdynamischen Wachstums offeriert. Die Städte Europas haben freilich ihre eigenen Labore. So wie im Englischen New Towns Programm der Nachkriegszeit die Rolle der historischen Schichten und Fragmente schon aktiv mit berücksichtigt wurde (z. B. bei der Planung von Milton Keynes), so bieten heute die Städte Ostdeutschlands und Mitteleuropas Gelegenheit, aufgrund eigener Erfahrungen auch Eigenes zu erproben. Hier gilt es Strategien zu entwickeln, die angesichts fehlender Wachstumsprognosen mit dem Pfund zu wuchern suchen, das gerade sie besitzen. »Stadtentwicklung rückwärts«, wie jüngst eine Tagung zum Thema betitelt war, wäre dafür sicher das falsche Bild. Welches denn richtig wäre – das kommt hoffentlich in den folgenden Beiträgen zur Sprache.

25 Ebd.